

Rolf Kailuweit / Stefan Pfänder (Hrsg.)

**Franko-Media:
Aufriss einer französischen
Sprach- und Medienwissenschaft**



ISBN 978-3-8305-1639-2

BWV • BERLINER WISSENSCHAFTS-VERLAG

»Ecriture« versus »Transkription«

Rolf Kailuweit

1. What is hip? Auf der Suche nach dem ultimativ totalisierenden Begriff

Totalisierende Begriffe prägten die sprach-, literatur- und kulturtheoretische Diskussion der vergangenen 50 Jahre. Am Anfang war alles Struktur, dann Diskurs und schließlich machte sich postmoderne Beliebigkeit breit. Dennoch, auch in den Debatten der jüngeren Zeit geht die Suche nach totalisierenden Leitbegriffen weiter. Zwei Stränge sind dabei zu beobachten: der eine führt von der Identität zur Hybridität, der andere vom Semiotischen zum Medialen.

Nun gehört die Suche nach griffigen key-words durchaus zum Geschäft. Wir verwenden einen nicht unbeträchtlichen Teil unserer Arbeit darauf, unsere Arbeit zu verkaufen. Hätten wir unsere Sektion auf dem Frankoromanistentag in Halle 2006 unter dem Titel, sagen wir, *Wörter und Sachen*, angemeldet, sie wäre wahrscheinlich nicht angenommen worden. Gerade deshalb aber sollte man diese Begriffe mit Vorsicht wählen. Es ist wenig gewonnen, wenn alles, was gerade noch Struktur war, nun Diskurs ist, allgegenwärtige Identitätssuche durch Hybridisierungsprozesse ersetzt wird und gesellschaftliche Semantiken nicht mehr durch die zugrunde liegenden Zeichensysteme, sondern allein noch durch eine Geschichte der Medien begriffen werden können. Zwar gehört es sicherlich zu den Verdiensten der poststrukturalistischen Diskussion, die starren Taxinomien des strukturalistischen Denkens aufzubrechen, doch heißt dies nicht, dass Begriffe nunmehr alles und jedes bedeuten können. Begriffe mögen im Sinne Derridas disseminieren, sie mögen neue Bedeutungen annehmen und alte verlieren, aber gerade deshalb gilt es, durch Arbeit am Begriff stets neu zu bestimmen, was unter einen Begriff fallen soll und was nicht.

Aus dem Erkenntnisinteresse der Lateinamerikanistik heraus erschien der von dem argentinischen, in Mexiko lehrenden Anthropologen García Canclini (1989)¹ geprägte Begriff der »Hybridität« besonders interessant. Die Differenz indigener und europäischer Kultur ist konstitutiv für die lateinamerikanische Kultur. Die Komplexität wird durch das in vielen Ländern Lateinamerikas bedeutende afroamerikanische Element sowie die im Vergleich zu Europa weitaus intensivere Überlagerung durch die angloamerikanische Kultur noch erhöht. Hybridkulturen könnten insofern nach ihrem Selbstverständnis monolithischen Kulturen, wie etwa der Nationalkultur Frankreichs, gegenübergestellt werden. Es ist von kulturtheoretischem Interesse, die Grenzen dieser vermeintlichen Homogenität monolithischer Kulturen aufzuzeigen, sei es durch die Akzentuierung eines bereits hybriden Ursprungs, sei es durch das Aufzeigen aktueller Hybridisierungsprozesse etwa durch Migration (cf. Kailuweit 2006).

Nun hat der Hybriditätsbegriff jedoch eine Ausdehnung erfahren, die ihn nicht mit einer Vielzahl verschiedenster Erkenntnisobjekte in Bezug bringt, sondern er wird auch auf die erkennende Theorie selbst angewendet. De Toro (2004) liefert einen ausführlichen Katalog von Anwendungsdomänen:

¹ In der ersten Auflage von *Culturas híbridadas* verwendet García Canclini »hybrid« nur im Titel, der ihm von seinem Verlag suggeriert wurde, und in einer Fußnote (vgl. de Mojica 2000: 12).

1. Hybridität als epistemologische Kategorie;
2. Hybridität als wissenschaftstheoretische Kategorie, im Sinne von bzw. als Synonym zu ‚transversale Wissenschaft‘ (s.o.);
3. Hybridität als kulturtheoretische Kategorie, als Begegnung, Zusammenkunft von Kulturen, als kulturelle, ethnische, religiöse Vielfalt;
4. Hybridität als transmediale Kategorie, als Einsatz verschiedener Medien: Zeichensysteme (Internet, Video, Film, sonstige Kommunikationsformen, virtuelle Metropolen und Welten, Analog- und Digitaltechniken usw.), Ästhetiken (Literatur, Theater, Essay), Mischbereiche (Literatur/Internet, Theater/Video/Film/Installationen), Produkte (bunte Palette heterogener Gegenstände), Geschmackskulturen, Kunst (Malerei, virtuelles Design), Architektur, Wissenschaft (Naturwissenschaften, z.B. Molekularbiologie), Linguistik;
5. Hybridität als urbane Kategorie, als Organisationsform der Vielfalt: Städte, Unternehmen, Ökologie, Natur, Soziologisch-Gesellschaftliches, Religiöses, Politik, Lebensstil;
6. Hybridität als Territorium und Körper-Kategorie (De Toro 2004: 28s).

Während De Toro am Hybriditätsbegriff in dieser Totalität festhält, erschien Walter Berg und mir dieser Begriff inzwischen so unbestimmt, dass er als Leitkategorie kulturwissenschaftlichen Arbeitens ausfällt. Eine Alternative könnte sich mit dem Translationsbegriff anbieten, auf den auch De Toro (2003: 28)² verweist. Nun ist dieser Begriff in der Kulturtheorie keineswegs neu. Tymoczko etwa fast 1999 die bereits ein gutes Jahrzehnt alte Diskussion wie folgt zusammen:

In anthropology and ethnography scholars have used translation as a metaphor or analogue for the endeavors and procedures of their fields, and translation has been used as a way of figuring the relations between cultures, in particular the encounter with alterity, the mechanisms of imperialism, and the special conditions of the postmodern, globalized world. (Tymoczko 1999: 16).

Der Translationsbegriff kann insofern auf eine ähnlich lange Begriffsgeschichte in der Kulturtheorie zurückblicken wie der Hybriditätsbegriff (cf. Bassnett/Lefevres 1990). Der Terminus *translation* erscheint uns jedoch unglücklich. »Translation« in der alltags-sprachlichen Bedeutung ‚Übersetzung‘ ist ein so geläufiger Begriff, dass er »Translation« als Fachbegriff zudeckt. Auf die kulturtheoretische Bestimmung des Begriffs bezogene Arbeiten lassen sich in der Netzöffentlichkeit nicht lokalisieren. Es erscheint deshalb sinnvoll, einen engeren Gebrauch von »Translation« zu machen und diesen Begriff in der Kulturtheorie auf Kontexte zu beschränken, in denen es in der Tat um das Übersetzen von Texten geht. Das Übersetzen, als eine spezielle Form von Alteritätserfahrung, nicht das bloße Umkodieren von Inhalten, bei denen diese nur akzidentell verändert werden, bedarf einer zeichen- und medientheoretischen Fundierung, die über den Translationsbegriff selbst hinausgreift.

² Allerdings ohne die Begriffsgeschichte aufzuarbeiten.

2. Transkriptionen

Walter Berg hat in einer Interpretation des Romans *Pais de Jauja* (1993) des peruanischen Autors Edgardo Rivera Martínez den Begriff »Transkription« fruchtbar gemacht. Bergs Überlegungen waren dabei anfänglich noch unbeeinflusst vom Transkriptionsbegriff Ludwig Jägers, auf den ich weiter unten zurückkomme. Berg ging vielmehr von einem musikwissenschaftlichen Verständnis von »Transkription« aus.³ Anhand der Hauptfigur des Romans, eines Indiojungen, der indigene Musik auf dem Klavier spielen lernt und später mit den dabei erworbenen Techniken europäische Musikstücke interpretiert, arbeitet Berg heraus, dass Transkriptionen im Prozess der Aufführung Original und Interpretation erkennen lassen und gleichwertig nebeneinander stellen. Diese Figur prozessualer Alteritätserfahrung prägt über die Musik hinaus das Leben in Riveras fiktiver Welt von Jauja und verkoppelt indigene und eurozentrierte kulturelle Praktiken.

Verallgemeinernd lässt sich festhalten, dass die als »Transkriptionen« zu beschreibenden Verfahren sich sowohl von den bekannten eurozentrischen Mustern der Akkulturation Lateinamerikas abheben als auch von den entgegengesetzten Tendenzen zur Herausbildung einer eigenständigen lateinamerikanischen Identität. Unter dem Gesichtspunkt der Transkription verlieren beide Pole den ihnen eigenen Charakter dichotomischer Alternativen. Besonders hervorzuheben ist, dass im Gegensatz zur traditionellen historischen Hermeneutik der Begriff der Transkription nicht das *Resultat*, sondern den *Prozess* der kulturellen Semiose fokussiert. Sie erscheint als dokumentierbare, aber unwiederbringliche individuelle Praxis, als ein befreiendes Oszillieren zwischen kulturellen Möglichkeiten und nicht als eine zielgerichtete identitätsstiftende Erfahrung. Ausgehend von diesen Überlegungen stellt sich nun die Frage, inwieweit »Transkription« als kulturtheoretischer Leitbegriff dienen kann. Einerseits gilt es, die zeichen- und medientheoretischen Implikationen des Begriffs auszuloten. Andererseits stellt sich die Frage, ob man den Begriff hinreichend spezifisch halten kann, um zu vermeiden, dass er ähnlich totalisierend wirkt wie etwa der Hybriditätsbegriff.

Ludwig Jäger hat im Rahmen des seit 1999 bestehenden Kölner Forschungskollegs *Medien und kulturelle Kommunikation* »Transkription« zu einem Leitbegriff medien- und kulturtheoretischer Forschung entwickelt. Seine Ausführungen sollen im Folgenden kurz nachgezeichnet werden. In dem Aufsatz „Transkriptive Verhältnisse“, der mir in einer Fassung von 2005 vorliegt, formuliert Jäger folgende Hypothese:

Semantik ist prinzipiell ein Effekt transkriptiver, d. h. intra- und intermedialer Bezugnahmen von sprachlichen und nichtsprachlichen Medien auf nichtsprachliche und sprachliche Medien, von Texten auf Texte, von Notationssystemen auf Notationssysteme und von performativ verwendeten Zeichen auf stillgestellte (zitierte, paraphrasierte, explizierte) Zeichen (Jäger im Druck: 1).

Transkription erscheint somit nicht als eine spezielle semio-mediale Praxis, sondern als ein Verfahren, auf dem jede Sinnproduktion aufbaut. In dieser Formulierung könnte indes auch die Gefahr liegen, dass der Transkriptionsbegriff eine Totalisierung erfährt, wie wir sie *mutatis mutandis* auch bei der Ausuferung des Hybriditätsbegriffs beobachtet haben. Wie rechtfertigt Jäger seine Hypothese? Zum einen trennt er zwischen intermedialen und intramedialen Verfahren. Als intermediales Verfahren der Transkription

³ Siehe zum Transkriptionsbegriff der Musikwissenschaft Stockmann (1979).

erscheinen jeder metasprachliche Zeichengebrauch und insbesondere auch die Verfahren der Selbstkorrektur und Überarbeitung des eigenen Sprechens. Intermediale Verfahren beinhalten dagegen die Überführung der Semantik des ersten medialen Systems in ein zweites oder weiteres. Diese Verfahren sind nun nach Jäger für die Ausprägung gesellschaftlicher Semantiken konstitutiv: „bereits mündliche Kulturen greifen zur Speicherung, Distribution und Fortschreibung kulturellen Wissens auf das intramediale und intermediale Verfahren medialer Kopplungen zurück, ein Verfahren, das sich dann in literalen Kulturen ausdifferenziert“ (ibd.: 13). Gegenstand transkriptiver Verfahren sind dabei nach Jäger so genannte Skripturen: „symbolische Strukturen, die im Zuge der Transkription erzeugt“ bzw. „die aus den Archiven des kulturellen Gedächtnisses etc. herausgegriffen und transkribiert werden“ (ibd.: 5). Diese Skripturen werden als Input transkriptiver Verfahren zu Skripten. Als Output dieser Verfahren erscheinen sie als Transkripte. Rückt innerhalb solcher Verfahren ihr Status als logisch vorgeordnete Originale ins Blickfeld, können sie Präskripte genannt werden (cf. ibd.: 5s), doch ist dieser Status stets ein nachträglicher. Semantik entsteht durch Prozessierungsformen, die sich „nicht zwischen Symbolsystemen und der Welt abspielen, sondern die sich (1) einmal zwischen verschiedenen (medialen) Symbolsystemen und (2) zum zweiten auch innerhalb desselben Symbolsystems vollziehen“ (ibd.: 17).

Der Gedanke, dass Sinnkonstitution sich grundsätzlich einer prozessualen Nachträglichkeit verdankt, ist nun nicht neu. Es handelt sich um einen Kerngedanken im Werk Jacques Derridas. Jägers Transkriptionsbegriff scheint die Derridaschen Begriffsketten (*différance*, *itération*, (*archi*-)*trace*, (*archi*-)*écriture*, *espacement*, *temporalisation*, *dissémination*, *greffe* etc.), die in ihrem rekursiven Aufeinanderverweisen die Prozessualität der Sinnstiftung nicht nur beschreiben, sondern auch inszenieren, durch das Rekurrieren auf einen einzelnen totalisierenden Begriff gleichsam stillzustellen. Im nächsten Abschnitt möchte ich die Parallelen zwischen dem Denken Derridas und Jägers Transkriptionsbegriff näher betrachten und gleichzeitig die spezifischen Akzente, die Jägers Neuformulierung setzt, herausarbeiten.

3. Contexte – Ecriture – Itération

In der wohl klarsten Form präsentiert Derrida seinen zeichen- und medientheoretischen Ansatz in dem 1972 veröffentlichten Aufsatz *Signature, événement, contexte*. Dem Aufsatz liegt ein Vortrag von 1971 zugrunde, den Derrida in französischer Sprache auf einem philosophischen Kongress in Montréal über *Communication* gehalten hatte. Eingangs fragt er sich in seinem Kongressvortrag (frz. *communication*) nach der Bedeutung von *communication*. Er zählt eine Reihe zeichenpraktischer (z.B. Kommunikationsmodelle) wie physisch-konkreter Bedeutungen (z.B. kommunizierende Röhren oder kommunizierende Räume) des französischen Wortes auf. Anders als etwa bei deutsch *begreifen*, scheint die Mehrdeutigkeit von *communication* nicht das Ergebnis einer Übertragung vom Konkreten zum Abstrakten. Die Begriffe der »Übertragung«, des »Transfers«, der »Metapher« sind selbst wiederum nicht scharf von dem der »Kommunikation« zu trennen und können deshalb deren Definition nicht sichern. Auch der Kontext, hier ein Kongress, garantiert nur bedingt das Verständnis zumindest einer Bedeutung von *communication*, schürt doch das Kommunizieren über Kommunikation die Erwartung eines Voranschreitens und damit einer Verschiebung der Bedeutung, indem

man thematisiert, womit man bereits operiert. Derrida ZEIGT insofern, worum es gehen wird, bevor er thesenartig formuliert:

... je voudrais démontrer pourquoi un contexte n'est jamais absolument déterminable ou plutôt en quoi sa détermination n'est jamais assurée ou saturée. Cette non-saturation structurelle aurait pour double effet: 1) de marquer l'insuffisance théorique *du concept courant de contexte* (linguistique ou non linguistique) tel qu'il est reçu dans de nombreux domaines de recherches, avec tous les concepts auxquels il est systématiquement associé; 2) de rendre nécessaire une certaine généralisation et un certain déplacement du concept d'écriture (Derrida 1972: 369) [Hervorhebung im Original].

Schrift kann nämlich nicht mehr als ein besonderes Medium gefasst werden, das der Kommunikation dient, sondern Kommunikation wird erst möglich durch eine grundlegendere Schriftlichkeit jedes Zeichens. Derrida illustriert dies, indem er vom traditionellen Schriftbegriff, wie er sich etwa bei Condillac findet, ausgeht: Schrift wird nach dem Modell der Briefkommunikation als Möglichkeit des Schreibers begriffen, sein Kommunikationsfeld auszudehnen und abwesende Adressaten zu erreichen. Aber, von den »bleibenden« Schriftzeichen aus betrachtet, ist nicht allein der Adressat strukturell abwesend. Die strukturelle, d.h. dem Schreibprozess als Möglichkeit notwendig inhärente, Abwesenheit erstreckt sich ebenso auf den Schreiber selbst, auf den Produktionskontext und sogar auf den vom Schreiber verwendeten semio-linguistischen Code. Der Schreiber und seine Adressaten mögen längst tot sein, der Kontext von Produktion und angestrebter Rezeption, ja sogar der Code der Nachricht selbst vergessen: nichtsdestoweniger handelt es sich nach wie vor um Schrift, wenn iterierbare Zeichen identifiziert werden können. Unter Iterabilität – „*iter*⁴ *derechef*, viendrait de *itara*, *autre* en sanscrit“ (ibd.: 375) [Hervorhebung im Original] – versteht Derrida die Wiederholung bei gleichzeitiger Rekontextualisierung eines Zeichens. Man kann sich dieses Argument leicht verdeutlichen, wenn man etwa an die Rekonstruktion von Texten denkt, die uns vergangene Kulturen in unentzifferten Schriften hinterlassen haben. Das Entziffern einer unbekanntenen Schrift, wenn es nicht wie bei den ägyptischen Hieroglyphen durch Übersetzungen erfolgen kann, basiert letztlich allein auf Rekontextualisierung. So ist uns etwa das Etruskische vor allem in Form von Grabinschriften gegeben, über deren Inhalt man mangels Übersetzungen allein anhand einer Rekonstruktion ihrer Totenriten spekulieren kann.⁵

Es sind die Attribute der Schrift im herkömmlichen Sinne – Verbleiben des Signifikanten, Loslösbarkeit aus seinem Produktionskontext, Verräumlichung als Entfernung von Referent und Code und von daher die Möglichkeit, neuen Kontexten aufgefropft (*greffe*) zu werden (cf. ibd.: 377s) – die – und hierin liegt die angedeutete Verschiebung des Schriftbegriffs – letztlich allen Zeichen zukommen:

Cette possibilité structurelle d'être sevrée du référent ou du signifié (donc de la communication et de son contexte) me paraît faire de toute marque, fût-elle orale, un graphème en général, c'est-à-dire, comme nous l'avons vu, la *restance* non-présente d'une marque différentielle coupée de sa prétendue « production » ou origine (Ibd.: 378) [Hervorhebung im Original].

In diesem Zusammenhang ergibt sich eine Parallele zu Jägers intramedialer Transkriptivität. Von Derrida ausgehend versucht Jäger in einem Aufsatz von 2005 nun nicht,

⁴ Gemeint ist wohl nicht *iter* ('Weg'), sondern *iterum*.

⁵ „The translations are partial and tentative, mistakes are unavoidable“ (Bonfante/Bonfante 1983: 2).

Attribute der Schrift im herkömmlichen Sinne in der Struktur des Gesprochenen nachzuweisen, sondern umgekehrt die Entstehung der Schrift als Übertragung von Verfahren zu erklären, die notwendig bereits der gesprochenen Sprache zugrunde liegen.

Bereits das Sprechen und natürlich auch das strukturell aus der Rede generierte Schreiben verfahren also insofern transkriptiv, als bei beiden Arten symbolischer Performanz in den produktiven Prozess der Zeichenhervorbringung konstitutiv rezeptive Momente der Selbstlektüre eingebaut sind, die sich als Formen der Selbsttranskription beschreiben lassen. Jede produktive Entfaltung einer linearen Kette von Zeichen ist an die Voraussetzung geknüpft, dass der Rede/Schrift-Produzent konsekutiv und fortlaufend die geäußerten/geschriebenen Segmente seiner Rede/seines Textes wiederliest und sie mit einer in der Nachträglichkeit des symbolischen Vollzugs generierten ‚ursprünglichen‘ Redeintention abgleicht (Monitoring) (Jäger 2005: 203).

Die Akzentuierung ist insofern bei Derrida und Jäger eine je andere. Unwichtig erscheint mir dabei allerdings die Frage, ob nun die Schrift „aus dem Geist der Rede“ entstanden ist oder ob der Lautsprache Strukturen zugrunde liegen, die phylogenetisch bereits in Gebärdensprache und Zeichnen erprobt worden waren. Von größerem Interesse ist es m.E., dass Derrida eher eine strukturelle Unaufmerksamkeit (Nicht-Präsenz) im Sinn hat, die notwendig zu einer Verschiebung von Bedeutungen führt, während Jäger auf eine strukturelle Präsenz (Monitoring) verweist, die ständige Autokorrektur und damit Bedeutungsverschiebung bewirke. Zugespitzt gefragt, ändern sich die Bedeutungen mit Derrida, weil ich sie mangels Präsenz nicht daran hindern kann (ich weiß nicht, was ich sage, wenn ich sage, was ich will),⁶ oder ändern sie sich mit Jäger, weil ich sie mittels Präsenz ständig verändere (ich weiß, dass ich nicht sage, was ich will, deshalb sage ich es stets von neuem)? Auf diesen Unterschied werde ich bei einer reformulierenden Abgrenzung des Transkriptions- vom Iterationsbegriff noch einmal zurückkommen. Bleiben wir vorerst noch bei der Argumentation Derridas. Im Abschnitt *Les parasites. Iter, de l'écriture: quelle n'existe peut-être pas* (Derrida 1972: 382) wendet sich Derrida der Sprechakttheorie Austins zu. Austin, so Derrida, habe einerseits, indem er das schöpferisch erfolgreiche oder erfolglose Handeln mit Sprache über das richtige oder falsche Beschreiben vorgegebener Sachverhalte stellte, mit dem traditionellen Kommunikationsmodell der Kodierung und Dekodierung strukturell identischer Sinnpakete gebrochen. Andererseits falle er jedoch erneut in dieses Modell zurück, wenn er Sprechakte als Kodierung vorgegebener Intentionen begreift und die Untersuchung von offenbar intentionslosem Sprechen, etwa auf einer Theaterbühne, als ausgeblendetes, nicht seriöses, ja parasitäres Gebrauchen von Sprechaktmustern ausblende. Für das Ausblenden nicht-intentionalen Sprechens gebe es aber keinen Grund, denn, so formuliert es Derrida in einer rhetorischen Frage:

... ce que Austin exclut comme anomalie, exception, « non-sérieux », la citation (sur la scène, dans un poème ou dans un soliloque), n'est-ce pas la modification déterminée d'une citationnalité générale – d'une itérabilité générale, plutôt – sans laquelle il n'y aurait même pas de performatif « réussi »? (Ibd.: 387) [Hervorhebung im Original].

Auch diesen Gedanken können wir uns leicht veranschaulichen: Ein »intentionloses« Verwenden von Sprechakten, etwa auf der Theaterbühne, lässt deren Konventionalität besonders deutlich hervortreten. Ein Versprechen auf der Bühne muss, solange zumin-

dest *vraisemblance* angestrebt wird, als besonders typisches Versprechen erscheinen, soll das Publikum es dem Schauspieler »abnehmen«. Ferner ist es keineswegs abwegig, Sprechakte »intentionlos« zu üben, auf dass sie besser gelingen. Wir tun dies nicht nur, wenn wir vor dem Hotelzimmerspiegel den Kongressvortrag üben, sondern allenthalben vor schwierigen Gesprächen: Bewerbungen, Prüfungen, Liebeserklärungen etc. Nichtsdestoweniger verlaufen diese Gespräche dann stets auch ein wenig anders, als wir es eigentlich geplant hatten.

Am deutlichsten lässt sich der Iterationsgedanke jedoch mit dem paradoxalen Ereignis des Unterschreibens einer Willenserklärung illustrieren. Darauf kommt Derrida im letzten Abschnitt des Vortrages (ibd.: 390-393) zu sprechen. Meine Unterschrift steht für meinen augenblicklichen Willen. Um hierfür aber Beweis erbringen zu können, muss sie einem vorher abgelegten Muster entsprechen. Der vorschriftsmäßige Blick der Kassiererin im Supermarkt auf meine Kreditkarte zeigt: ohne Muster keine gültige Unterschrift. Gleichwohl muss meine aktuelle Unterschrift auch vom Muster abweichen. Eine 100prozentig identische Unterschrift, die nur durch mechanische Reproduktion entstehen könnte, dient nicht als Willenserklärung.

Derrida schließt, indem er noch einmal auf die mögliche Nicht-Existenz der Schrift zurückkommt, von der im Titel des Austin-Abschnittes schon die Rede war. Die Schrift kommuniziere eher, als dass sie existiere (cf. ibd.: 393): ein Gedanke, der die Prozessualität semantischer Systeme hervorhebt und den Jäger im Zusammenhang mit der intermedialen Transkriptivität aufgreift. In einem Aufsatz von 2004 fragt er: „Gäbe es ein kulturelles Gedächtnis ohne den performativen Ort seiner ständigen Remedialisierung?“ (Jäger 2004: 3), um weiter unten auszuführen, dass

... die historische und kognitive Reichweite des kollektiven Gedächtnisse [sic!] nicht allein vom *Speichermodus* (durative vs. transitorische Medien) abhängt, sondern von den rekursiven Prozeduren, in denen gespeichertes Wissen im Modus der semiotischen Stillstellung immer aufs neue in *performative Operationen* seiner kommunikativen Adressierung eingefädelt wird. Für das kulturelle Gedächtnis heißt dies, dass es ohne narrativ-mündliche Rahmungen, ohne die Bühne medialer Performanz, nicht denkbar wäre (Ibd.: 5) [Hervorhebung im Original].

Derrida hatte in *Signature, événement, contexte* die intermediale Sinnproduktion ironischerweise am Problem der Oralisierung von Buchwissen verdeutlicht (cf. Derrida 1972: 379-381). Gesetzt, man wolle auf Französisch einen Vortrag halten und Edmund Husserls Beispiel für einen sinnlosen Satz zitieren: *Das Grün ist oder*. Wort für Wort ergibt dies auf Französisch: *le vert est ou*. Gelesen ist dies immer noch sinnlos, aber gesprochen ermöglichen Homophonien der französischen Sprache den Hörern gleich drei sinnvolle Interpretationen: *le vert est où* („wo ist das Grün“), *le verre est où* („wo ist das Glas“), *le ver est où* („wo ist der Wurm“). Es ist nun nicht allein in der französischen Sprache »der Wurm drin«, so dass die akademische Absicht, deutsche Sinnlosigkeit zu vermitteln, scheitern muss. Sinneffekte, möchte Derrida zeigen, sind genauso unkontrollierbar, wie sie keinesfalls willkürlich sind. Sie folgen den Gesetzmäßigkeiten der Kommunikation, Übersetzung, Übertragung, Metaphorisierung, Transkriptionen, die für jede Skriptur eine nicht abschließbare Kette potentieller Transkripte eröffnen. Medientheoretisch – und hier setzt die zweite Akzentverschiebung der Jägerschen Reformulierung an – erscheint es im Kontext des Derridaschen Ansatzes jedoch eher zufällig, dass er als Beispiel den Übergang von der Schrift zum mündlichen Vortrag wählt. Die Dekonstruktionsbewegung, die das hierarchische Verhältnis der originären Münd-

⁶ „... étant donné cette structure d'itération, l'intention qui amène l'énonciation ne sera jamais de part en part présente à elle-même et à son contenu“ (Derrida 1972: 389).

lichkeit und der abgeleiteten, supplementären Schrift erst einmal umdreht, um dann den Schriftbegriff zu verschieben, führt letztlich nicht zu einem Primat der Schrift im herkömmlichen Sinne, sondern zu einer Gleichrangigkeit der Medien. Wenn Derrida (1972: 389) fordert: „il faut [...] construire une typologie différentielle de formes d'itération“, da eine Kongresseröffnung, eine Bootstaufe, ein Hochzeitsversprechen andere Typen von Iterationen seien als ein Theaterstück, eine philosophische Anmerkung oder das Rezitieren eines Gedichtes, dann gerät damit zwar die Plurimedialität der Iterationsprozesse in den Blick, nicht jedoch ihre Transmedialität. Medien stehen in ihrer Spezifität gleichsam nebeneinander, ihr Auf-einander-Bezogenheit wird jedoch nicht thematisiert.

Jägers (2004) These von der notwendigen Reoralisierung des in durativen Medien festgehaltenen kollektiven Wissens geht insofern weiter, auch wenn sie gewissermaßen seinen Leitbegriff TransKRIPtion konterkariert: Es ist eine empirisch hoch interessante Frage, inwieweit Oralisierung kollektiven Wissens ein konstitutioneller Bestandteil auch der modernen Wissensgesellschaften ist. Sind mündliche Formen wie die Predigt, die politische Rede, die Vorlesung mehr als Relikte einer Zeit, in der die Alphabetisierungsquoten niedrig und Bücher rar waren? Ist Oralisierung für unser Bildungssystem auch unter den Möglichkeiten des E-learning essentiell? Aber selbst wenn man Jägers Bemühungen um eine Restitution der Mündlichkeit nicht ohne kritische Überprüfung mitgehen möchte, erscheint der Gedanke, dass intermediale Transkription zur Konstitution von Semantik notwendig ist, fruchtbar und geht über Derrida hinaus. Er postuliert, dass es monomedial kommunizierende Gesellschaften gar nicht geben kann, sondern dass gesellschaftskonstituierendes kollektives Wissen grundsätzlich aus einem Zusammenspiel von Sprache, Ritus, Bildsymbolik, Architektur etc. entsteht.

4. Transkription (revisited)

Im letzten Abschnitt habe ich durch eine Relektüre Derridas zu zeigen versucht, dass Jägers Transkriptionsbegriff den Grundgedanken Derridas weitgehend verpflichtet ist. Der Gedanke der nachträglichen Sinnkonstitution durch Transkribieren einer immer schon zeichenhaften Welt, erscheint erst einmal als eine Neuformulierung der Derridaschen Begriffe von *différance* und *itération*. Über Derrida hinausgehend gerät jedoch einerseits im Bereich des intramedialen Transkribierens die Rolle des Transkriptors in den Blick, im Bereich des intermedialen Transkribierens andererseits die Notwendigkeit des Medienwechsels.

Ich möchte diese Gedanken im Folgenden noch weiter zuspitzen. Meine These lautet: Transkriptionen sind grundsätzlich Festtage,⁷ Ausbrüche aus der Alltäglichkeit des Zeichenprozessierens. Sie sind Akte, in denen sich Transkriptoren der Monotonie des Habituellen entziehen, nicht, indem sie *ex nihilo* etwas gänzlich Neues kreieren, sondern indem sie zwischen den Mustern und Medien oszillieren, diese verändern und verschieben.

Ich möchte dies zuerst illustrieren, indem ich erneut auf die Akzentverschiebung zurückkomme, die zwischen Jägers intermedialer Transkription und Derridas Konstitution

von Zeichensystemen als offene Strukturen zu erkennen ist. Derridas Gedanken greife ich noch einmal wie folgt auf: Sprachliche Systeme als Konfigurationen von *types* existieren nicht an und für sich, sie konstituieren sich in *token-to-token*-Beziehungen, wobei ein erstes *token*, mangels Differenz, bei seinem Erscheinen gar nicht sinnhaft sein kann, sondern erst nachträglich als Spur durch ein zweites *token* eine Bestimmung erhält. Folgt man einem (post- oder neo)strukturalistischen Sprachbegriff, sagt also ein Kleinkind noch gar nichts, wenn es *Mama* sagt, solange es nicht auch *Papa* sagen kann. Sprachliche Bedeutung entsteht erst nachträglich in der Differenz von Möglichkeiten eines minimalen Systems. Dieses ist aber nicht vorgegeben (angeboren), sondern bildet sich als ein System von *types* erst durch Iteration eines *token* im Modus des zeitlichen Aufschubs. Die Differenz wird als *différance* prozessual konstituiert.

Jäger führt nun diesen Derridaschen Gedanken weiter, indem er für Kommunikation zwischen einem Zustand der Transparenz und einem der Störung unterscheidet:

Der transparente Modus ist – wie sich im Blick auf Derridas Iterationsidee feststellen lässt – insbesondere auch dadurch gekennzeichnet, dass die »strukturelle Parasität« der Zeicheniteration gleichsam virtuell bleibt und nicht als Brisur in Erscheinung tritt [...] Störungen markieren jenes Moment medialer Kommunikation, indem sich die »strukturelle Parasität« als – wie man weiter mit Derrida formulieren könnte – *différance*, d.h. als *Spur* und *Aufschub* habilitierter Iterativität zur Geltung bringt (Jäger 2006: 25s) [Hervorhebung im Original].

Habitualisierte Zeichensysteme sind durch Transparenz gekennzeichnet. Der Prototyp solcher Zeichensysteme ist die in frühesten Kindheit ohne formelle Verfahren erlernte Erstsprache, die ich *Genolekt* genannt habe. Für diese Sprache wird dem Sprecher eine unhinterfragbare Kompetenz bescheinigt (cf. Kailuweit 1997: 9-39). Nichtsdestoweniger kann auch ihr Erwerb nur als allmähliche Habitualisierung begriffen werden, in der eingangs opake Zeichen in einer Bewegung der *différance* allmählich transparent werden. Dass dieser Prozess nicht als Brisur erinnert wird, mag daraus folgen, dass sich das Gedächtnis überhaupt erst im Zuge des Erstspracherwerbs konstituiert.

Wenn man davon ausgeht, dass Menschen onto- wie phylogenetisch schon immer kommunizieren, so lässt sich die Entstehung jeder semiotischen Ordnung als Störung einer anderen verstehen, ohne dass ein Regressum zu einer ursprünglichen Ordnung gelingen könnte.

Inwiefern kommt hier nun der Transkriptionsbegriff ins Spiel? Jäger führt dazu aus:

Störung und Transparenz sollen also verstanden werden als zwei polare funktionale Zustände medialer Performanz, die konstitutiv eingeschrieben sind in das Verfahren der Transkription. Transkription ließe sich dann beschreiben als der jeweilige Übergang von Störung zu Transparenz, von De- zu Rekontextualisierung der fokussierten Zeichen/Medien und ihrer jeweiligen Iterationsbedingungen (Jäger 2006: 26).

Problematisch erscheint allerdings, dass Jäger an gleicher Stelle die Ausnahmesituation der Selbsttranskription zum Normalfall erklärt:

Sprechen (und Schreiben) verfahren also insofern transkriptiv, als bei beiden Arten symbolischer Performanz in den produktiven Prozeß der Zeichenhervorbringung konstitutiv rezeptive Momente der *Selbstlektüre* eingebaut sind, die sich als Formen der *Selbsttranskription* beschreiben lassen. Jede produktive Entfaltung einer linearen Kette von Zeichen ist an die Voraussetzung geknüpft, daß der Rede/Schrift-Produzent konsekutiv und fortlaufend die geäußerten/geschriebenen Segemente seiner Rede/seines Textes wiederliest und sie mit einer in der Nachträglichkeit des symbolischen Vollzuges generierten »ursprünglichen« Redeintention abgleicht (Monitoring) (Jäger 2006: 23) [Hervorhebung im Original].

⁷ Siehe zum Begriffsfeld »Festtag « und »Alltag« den von Raible (1988) herausgegebenen Band.

Jäger selbst konterkariert diesen Gedanken, indem er im zweiten Teil der Passage mit Cut & Paste einen Satz seines Aufsatzes von 2005 einfügt (cf. Jäger 2005: 203), den ich weiter oben bereits zitiert hatte. Cut & Paste als durchaus legitimes – denn neue Kontexte generieren neuen Sinn – Verfahren der akademischen Textproduktion widerspricht nun gerade der permanent autopäsenten Selbstlektüre des Produzenten, indem er ökonomisch sinnvoll auf bereits Geschaffenes zurückgreift. Von einem Selbstzitat ohne Anführungszeichen glauben wir, dass es global in den neuen Argumentationskontext passt und ersparen uns so die mühselige Arbeit, das bereits Gesagte immer wieder neu zu formulieren. Das Cut & Paste-Verfahren ist gewissermaßen ein Stück Mündlichkeit im Schreiben, in dem der Schreiber ein ihm hinsichtlich des Inhalts durchsichtig erscheinendes Ausdrucksfragment einsetzt, das er in seiner internen zeichenhaften Materialität nicht noch einmal thematisieren möchte.

Kehren wir jedoch zum Gesprochenen zurück: Meines Erachtens zeigt sich gerade die Schriftlichkeit des Gesprochenen, auf die Derrida verweist, darin, dass es die Möglichkeit zum Rückbezug auf die Zeichenkette bietet. Dies geschieht aber in Vergleich zum Geschriebenen in Echtzeit und daher unter verfahrenstechnisch deutlich anderen Umständen. Die ständige Selbstkontrolle des Rede-Produzenten ist allerdings gerade nicht der unmarkierte Fall genolektalen Sprechens, sondern wird erst in Ausnahmesituationen virulent, in denen die Durchsichtigkeit des Mediums abnimmt und es gilt, dem Sprechen als solches besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Eine Transkription unterscheidet sich insofern von der Iteration als dem allgemeineren Verfahren durch das In-Erscheinung-Treten einer Störung. Das *itara* tritt gegenüber dem *iterum* hervor, Skript und Transkript stehen nebeneinander, ehe durch Habitualisierung das Transkript auf den Status einer unauffällig iterierenden Marke zurückfällt: Bei der Selbstkorrektur ist der »richtige« Ausdruck gefunden, die Parodie ist nicht mehr als Parodie erkennbar etc. Transkriptionen erfordern einen besonderen Aufführungskontext, in welchem für ein bestimmtes Publikum Skript und Transkript sowie die medialen Bedingungen ihres Bezugs gleichermaßen deutlich werden. So etwa in dem von Walter Berg analysierten Roman *Pais de Jauja* die indigene und europäische Musik, bei deren Aufeinanderstoßen gleichzeitig die Möglichkeiten und Grenzen nicht nur der Instrumente (Klavier, Kirchenorgel) als Medien, sondern auch der Aufführungskontexte (Totenmesse) selbst ins Blickfeld rücken.

Medientheoretisch impliziert der Transkriptionsbegriff als Übergang von Störung zu Transparenz somit eine vorübergehende Konzentration auf das Medium, das sich in seiner relativen Opazität zu erkennen gibt. Es wird zu einem Scharnier (*brisure*)⁸, das nicht selbst die Botschaft ist, aber durch das Zusammenhalten und Trennen von Skript und Transkript zur Botschaft beiträgt. Trotz Jägers gewissermaßen paradoxem Versuch, in Abgrenzung zu Derridas *écriture* den Transkriptionsbegriff aus den Eigenheiten der Mündlichkeit zu entwickeln,⁹ erscheint es mir essentiell¹⁰, durch das Wortbildungs-

⁸ „Articulation* par charnière de deux parties (d'un ouvrage de menuiserie, de serrurerie). La brisure d'un volet. – Joint.“ (Robert électronique s.v. *brisure*).

⁹ In Jäger (im Druck: 7) leitet er den Terminus Transkription aus den „durchaus erwünschten Effekten ab, die mit einer Bezugnahme auf das Feld der Skripturalität verbunden sind: die terminologische Anlehnung an diesen Bereich erlaubt nämlich die operative Ausbeutung vieler Verfahren der „Remediation“ bzw. „kultureller Rekonzeptualisierung“, die sich zwar im medialen Raum der Gutenberg-

element –skript auf die Schriftlichkeit der Verfahren zu verweisen. Transkriptionen können zwar, im Sinne der von Derrida konstatierten grundlegenden Schriftlichkeit jedes Zeichenprozesses, auch im Gesprochen beobachtet werden. Prototypisch erfordern sie jedoch das Rekurren auf durative Medien, namentlich die Schrift. Gegenüber dem Gesprochenen als dem der Durchsichtigkeit des genolektalen Sprechens affinen Medium steht die Schrift für das Opake, Sperrige, Schwierige, Materielle, für das Medium, das die Mediengebundenheit der Kommunikation erst zur Geltung bringt.

Ein letzter Aspekt erscheint mir nun in einer Zeit, die gewissermaßen einen Ausgang aus der postmodernen Beliebigkeit suchen kann und muss, von eklatanter Wichtigkeit: Transkription als Störungen des routinemäßigen prototypisch gesprochenen Prozessierens, als Aufbrechen von Alltäglichkeit, als semio-mediale Festtage, kennzeichnen sowohl eine ästhetische als auch eine ethische Dimension. Zum einen stehen Transkriptionen gleichsam paradigmatisch für eine Ästhetik, die sich als Umkodierung von Wahrnehmungsgewohnheiten begreift. Es soll nicht behauptet werden, dass dies der einzig mögliche Blick ist, der auf das Phänomen des Ästhetischen geworfen werden kann. Nichtsdestoweniger verspricht der Transkriptionsbegriff für eine multimedial orientierte Kunstwissenschaft, die ihren Gegenstand prozessual und nicht substanzial erfasst, zu einer fruchtbaren Beschreibungskategorie zu werden.

Zum anderen verweist der Transkriptionsbegriff auf eine Ethik der Selbsterfahrung und der Selbstpraxis, die es dem einzelnen ermöglicht, im Umkodieren des Habituellen sich institutionellen Zwängen zumindest für eine gewisse und sei sie noch so geringe Zeitspanne zu entziehen. Indem Transkriptoren als Protagonisten kultureller Prozesse ins Blickfeld rücken, kann es gelingen, die Subjektvergessenheit der Postmoderne zu überwinden, ohne hinter deren berechtigte Kritik an einem präsenzmetaphysisch begründeten Subjektbegriff zurückzufallen. Der Transkriptor ist kein allmächtiger Autor, der seine den Zeichen vorausgehende Intention ausdrückt. Er besitzt aber die Freiheit, sich zwischen verschiedenen Anschlussmöglichkeiten, Mustern und Medien zu entscheiden. Es ist somit nicht an und für sich so, dass die Sprachpolizei, um ein Bonmot Derridas aufzugreifen, immer zu spät kommt. Die iterative Struktur des Zeichens ermöglicht zwar, sich Manipulationen durch Propaganda zu entziehen. Die Hartnäckigkeit, mit der Propaganda betrieben wird, zeigt jedoch, dass dies nur in statistisch irrelevanter Weise durch eine gleichsam unbeobachtete subversive Dissemination der Zeichen selbst geschieht. Der subversiv transkriptive Umgang mit Sprache und Medien erfordert in aller Regel eine Entscheidung, die den Subjekten semio-medialer Prozesse nicht abzunehmen ist.

Ich fasse noch einmal zusammen: Zeichensysteme als offene Strukturen konstituieren und perpetuieren sich im Modus von *différance* und Iteration. Die grundlegende Schriftlichkeit im Sinne Derridas, die jedem Zeichen eigen ist, ermöglicht, Zeichenketten zum Gegenstand intra- und intermedialer Transkriptionen zu machen. Transkriptionen sind Handlungen, die routinemäßiges Zeichenprozessieren aufbrechen und dadurch die Differenz von Skript und Transkript und die Medien, die diese erst ermöglichen, sichtbar machen. Indem sie semio-mediale Routinen stören, können sie Momente auslösen, an

Galaxis ausgebildet haben, deren Verfahrenslogik aber – wie mir scheint – auch für Formen nicht-skripturaler Transkription modellbildend geworden ist.“

denen Kunst ist. Für die Transkriptoren erzeugen sie jedoch vor allem ein Moment kreativer Freiheit.

Literatur

- Bassnett, Susan/Lefevere, Andre (1990): *Translation, History, and Culture*. London: Pinter Publishers.
- Bonfante, Giuliano/Bonfante, Larissa (1983): *The Etruscan language. An introduction*. Manchester: Manchester University Press.
- Derrida, Jacques (1972): „Signature événement, contexte“, in: *Marges de la philosophie*. Paris: Editions de Minuit, 365-393.
- García Canclini, Nestor ([1989] ²1995): *Culturas híbridas: estrategias para entrar y salir de la modernidad*. Buenos Aires: Ed. Sudamericana.
- Kailuweit, Rolf (1997): *Vom EIGENEN SPRECHEN. Eine Geschichte der spanisch-katalanischen Diglossie in Katalonien (1759–1859)*. Frankfurt/Main: Lang.
- Kailuweit, Rolf (2006): „Hybridität, Exempel: Lunfardo“, in: Noll, Volker/Symeonides, Haralambos (eds.): *Sprache in Iberoamerika. Festschrift für Wolf Dietrich zum 65. Geburtstag*. Hamburg: Buske, 291-311.
- Jäger, Ludwig (2004): „Transkription. Zu einem medialen Verfahren an den Schnittstellen des kulturellen Gedächtnisses“, in: *TRANS - Internetzeitschrift für Kulturwissenschaften 15*.
[http://www.inst.at/trans/15Nr/06_2/jaeger15.htm] [24.09.2006].
- Jäger, Ludwig (2005): „Versuch über den Ort der Schrift. Die Geburt der Schrift aus dem Geist der Rede“, in: Grube, Gernot/Kogge, Werner/Krämer, Sybille (eds.): *Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine*. München: Fink, 187-209.
- Jäger, Ludwig (2006): „Strukturelle Parasitierung. Anmerkungen zur Autoreflexivität und Iterabilität der sprachlichen Zeichenverwendung“, in: Lüdeke, Roger/Mülder-Bach, Inka (eds.): *Wiederholen. Literarische Funktionen und Verfahren*. Göttingen: Wallstein, 9-40.
- Jäger, Ludwig (im Druck): „Transkriptive Verhältnisse. Zur Logik intra- und intermedialer Bezugnahmen in ästhetischen Diskursen“, in: Buschmeier, Gabriele/ Konrad, Ulrich/Riethmüller, Albrecht (eds.): *Transkription und Fassung. Bericht des Kolloquiums Mainz 2004*. Mainz: Akademie der Wissenschaften und der Literatur.
- Mojeca, Sarah de (2000) (ed.): *Culturas híbridas - No simultaneidad - Modernidad periférica. Mapas culturales para la América Latina*. Berlin: Wissenschaftlicher Verlag Berlin.
- Wolfgang Raible (1988) (ed.): *Zwischen Festtag und Alltag. Zehn Beiträge zum Thema 'Mündlichkeit und Schriftlichkeit'*. Tübingen: Narr.
- Stockmann, Doris (1979): „Die Transkription in der Musikethnologie: Geschichte, Probleme, Methoden“, in: *Acta Musicologica 51* (fasc. 2), 204-45.
- Toro, Alfonso de (2003): „Jenseits von Postmoderne und Postkolonialität. Materialien zu einem Modell der Hybridität und des Körpers als transrelationalem, transversalem und transmedialem Wissenschaftskonzept“, in: Hamann, Christof/Sieber, Cornelia (eds.): *Räume der Hybridität. Zur Aktualität postkolonialer Konzepte*. („Passagen – Studien zu Wissenschaft und Kultur (Frankophonie und Anglophonie)“). Hildesheim/Zürich/New York: Olms, 15-52.

Toro, Alfonso de (2004): „Zu einer Kulturtheorie der Hypridität als transrelationales, transversales und transmediales Wissenschaftssystem“, in: *Iberoromania* 59. 1-40.

Tymoczko, Maria (1999). *Translation in Postcolonial Context*. Manchester: St. Jerome Publishing.

Bordman, Gail (1992): *The Postcolonial Condition*. London: Routledge.

Chakrabarty, Dipesh (1992): *Provincializing Europe: Postcoloniality and the Modern Moment*. Princeton, NJ: Princeton University Press.

Derrida, Jacques (1993): *Spacetime and Difference*. Chicago, IL: The University of Chicago Press.

García Canclini, Néstor (1995): *Culturas híbridas: Estrategias para entrar y salir de lo moderno*. México: Siglo Veintiuno Editores.

Kailuweit, Rolf (1997): *Vom KOLONIALEN zum POSTKOLONIALEN: Ein Geschichts- und kulturwissenschaftliches Diskurs in Köln*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2000): *Hybridität, Exotik, Identität: in Wolf, Volkert (ed.): *Handbuch der Postkolonialen Theorie*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.*

Kailuweit, Rolf (2001): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2002): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2003): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2004): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2005): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2006): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2007): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2008): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2009): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2010): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2011): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2012): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2013): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2014): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2015): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2016): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2017): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2018): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2019): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2020): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2021): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2022): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2023): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2024): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.

Kailuweit, Rolf (2025): *Postkolonialität: Ein Diskurs in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Leipzig: Peter Lang.